Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 52 (1972-1973)
Heft: 4

Artikel: Gedichte : ins Deutsche übertragen von Heinz Fischer
Autor: Neruda, Pablo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162755

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

PABLO NERUDA

Gedichte

Ins Deutsche übertragen von Heinz Fischer

Vorbemerkung des Übersetzers

Von Pablo Neruda hat man gesagt, er spreche von der «Angst seiner Seele, unendlich befrachtet von Schmerz und Verzweiflung». Sein Werk sei bestimmt von «Tod, Zusammenbruch, Misserfolg, Verwirrung, Hartherzigkeit, Asche, Pulverisierung, stetiger Vernichtung, unendlichem Zerfall». Schon im Hinblick auf eine Notiz, die Neruda mir 1965 sandte – einige herzlich gehaltene Zeilen, ohne besonderen Anlass in ausdrucksvoller Handschrift geschrieben und mit einer an den Rand mit dem Füller grün gezeichneten Blume geschmückt – erscheinen mir Zweifel an dieser Würdigung Nerudas angebracht. Es gibt in seinem Œuvre einen Kontrapunkt zum – zweifellos deutlich greifbaren – Ausdruck der Schwermut, ein Entdecken, Entfalten, Enthüllen von Schönheit und Sinn, und das sogar noch dort, wo selbst ein Naturalist wie Arno Holz verstummte. Wie das Werk jedes grossen Künstlers umschliesst Nerudas Dichtung die Antinomien des Lebens.

Pablo Neruda, der lange als «mächtigste Stimme der latein-amerikanischen Poesie» und als bedeutendster lebender Dichter der spanischen Sprache gefeiert wurde, hat nun den Nobelpreis für Literatur erhalten. Neruda wurde in Südchile geboren. Der Name *Chile* wird entweder von einem Quechua-Wort für «Schnee» abgeleitet oder von dem Aymará-Begriff *chilli*, «Ort, wo die Welt zu Ende ist». Beide Etymologien evozieren die desolate Atmosphäre von Nerudas Geburtslandschaft Araukanien. Nerudas Trauer und Angst wurzeln in diesem wilden Landstrich, dessen Regen und Felsen, Wälder und Fische, Fluten, tellurische Feuer und Wolkenbrüche zu Symbolen in seiner Dichtung geworden sind. Elementare Naturkräfte und Leiden und Tod – «so viel Tod» – der Menschen umgaben den Dichter mit Einsamkeit und Schwermut. Aber Neruda fand Schönheit in der Gestalt eines Ertrinkenden, den Farben juwelenhafter Raubfische, dem Geruch von Holz in der bitteren Kälte des Winters.

Wie Whitman und Lorca ist Neruda kein zerebraler Dichter. Seine Bilder sind auf einfache Dinge bezogen: Fisch, Holzstamm, Stein, Salz, Honig, Öl, das Meer, Regen, «Wände von Wasser». Neruda entnimmt diesen schlicht (im Spanischen spricht man sogar von «hässlich») wirkenden Dingen ihre sinnenhaften Eigenschaften: Farben, Geräusche, Gerüche, Tastempfindungen und nimmt durch sie auch das auf den Tod hin Zerfallende in ihnen wahr. Nerudas dichterische Kraft umspielt die Welt der Dinge wie die Nacht, die er in seinem frühen Gedicht «Inclinado en las tardes» beschwört:

Auf düsterer Stute reitet die Nacht
und sät blaue Ähren ins offene Land.

Ich habe vier Gedichte aus der mittleren und späten Periode Nerudas ausgewählt. Sie erlauben einen Einblick in die Thematik und die Entwicklung seiner Dichtung. «La tradición» (Die Tradition) aus *España en el corazón* (1937) verdeutlicht

Nerudas *poésie engagée*. «Los peces y el ahogado» (Die Fische und der Ertrunkene) ist Nerudas Epos des spanischen Amerika, *Canto general* (1950), entnommen, in dem die Natur des Subkontinents Südamerika, die Lebensart, Geschichte, das indianische und iberische Erbe, *Conquista* und Revolution, gespiegelt sind. «Oda al alor de la leña» (Ode an den Geruch von Holz) aus *Odas elementales* hat einen Rahmen, der dem Leser im Norden vertraut ist. «De cuando en cuando» (Von Zeit zu Zeit) ist der neueren Sammlung *Estravagario* entnommen. Es klingt darin ein Ton des Verstehens und des Humors an, der auf eine weitere Phase in Nerudas Dichtung hinweist. *Estravagario* vermittelt den Eindruck, als habe Neruda auch den Tod als Gast an seine Tafel geladen, als erfasse nun der Dichter in seinem Schatten das Leben klarer und nehme es mit grösserer Liebe an.

Die Tradition

In den Nächten Spaniens, durch alte Gärten,
erging sich die Tradition, voll von totem Rotz,
triefend von Eiter und Pest, mit einem Schweif
im Meerdunst, eine gespenstische Vogelscheuche,
gekleidet in Asthma, in blutbesudeltem, löchrigem Frack,
und im Gesicht abgründig zögernde Augen
kauten grüne Schnecken an Gräbern
ihr zahnloser Mund malmte Nacht für Nacht
die taube Ähre, das verborgene Erz,
und sie schritt vorbei mit der Distelkrone
auf ihrer Saat loser Knochen und Dolche.

Die Fische und der Ertrunkene

Plötzlich sah ich Fülle des Lebens im Meer,
stählerne Formen,
die schneidende Linie der Münder,
silberne Unterwasserblitze,
Grabesfische, spitzbogige Fische,
Fische mit Ornamenten des Himmels,
Fische mit widerstrahlenden Tupfen,
Fische, die wie Fieberschauer huschten,
weisse Schnelligkeit, schlankes Wissen
um Steuerung, reissende Ovale
von Blutgier und Wachstum.
Schön war die Hüfte und die Hand,

umhüllt vom fliehenden Mond,
die das Land der Fische erbeben sah,
schwingend feuchtwarme Flüsser des Lebens,
aufsprossende Sterne in ihren Schuppen,
samenschwere Opale, verschwemmt
über des Ozeans nächtlichem Linnen.

Er sah silberne Steine, ihren glühenden Biss,
Standarten flimmernder Schätze;
und er liess sein Blut strömen und sank
in den Rachen der Tiefe,
lag auf Mündern,
die seinen Körper mit tödlichen Ketten durchdrangen,
bis er, gedroschen, geschrotet,
eine blutige Ähre, ein Wappen
der See ist, ein wundes Vermächtnis
unten im Meer, in seinem unzähligen Laub.

Ode an den Geruch von Holz

Spät, als die Sterne
im Frost erglänzten,
öffnete ich die Tür.
Das Meer
ritt
durch die Nacht.

Der strenge Geruch
des gezimmerten Holzes
ragte wie eine Hand
aus dem dunklen Haus.

Sichtbar war der Duft,
als wäre der Baum noch grün,
als atmete er.

Sichtbar
wie ein Kleid.

Sichtbar
wie ein gebrochener Zweig.

Im Innern
des Hauses
ging ich
eingewoben
in balsamische Dunkelheit.
Draussen
funkelten die Himmelspunkte
wie magnetische Steine,
und der Geruch des Holzes
klopfte an mein Herz
wie Finger
wie Jasmin
wie manche Erinnerung.

Es war nicht der scharfe Duft
der Pinien
nein
es war nicht
der Schnitt
in der Eukalyptusrinde,
es waren auch nicht
die grünen Düfte
im Weinberg
sondern
etwas voller Geheimnis,
denn diesen Duft
gab es nur
einmal
ein einziges Mal
und hier, nach all dem, was ich von der Welt gesehen,
in meinem eigenen
Haus in der Nacht im Winter am Meer
hier erwartete mich
der Duft
der tiefsten Rose
das ausgeschnittene Herz der Erde
etwas,

was in mich flutete wie eine Woge
befreit von der Zeit
und in mir verebbte,
da ich die Tür
der Nacht auftat.

Von Zeit zu Zeit

Von Zeit zu Zeit und mit Distanz
sollte man in einem Sarge baden.

Ohne Zweifel ist alles ganz gut
und alles ist ganz schlecht, ohne Zweifel.

Es kommen und gehen die Reisenden,
die Kinder wachsen und die Strassen,
schliesslich kaufen wir die Guitarre,
die im Laden einsam weinte.

Alles ist gut, alles ist schlecht.

Die Gläser füllen
und leeren sich einfach
und manchmal in der Frühe
sterben sie mit ihrem Geheimnis.

Die Gläser und die, die sie leerten.

So überlegen sind wir, dass wir jetzt
den Nachbarn nicht mehr grüssen
und so viele Frauen lieben uns,
dass wir nicht wissen, wie es schaffen.

Und wie feinbetucht wir uns tragen!
Und was für gesetzte Meinungen!

Ich habe einen gelben Mann gekannt,
der sich für orange hielt,
und einen Neger, der sich blond gab.

Es kommen und gehen alle Dinge.

Ich habe gesehen, wie die Diebe
als makellose Gentlemen
gefeiert wurden
– und das ging auf englisch vor sich –
und ich sah Ehrliche hungrig
nach Brot auf dem Müllhaufen suchen.

Ich weiss, dass man mir nicht glaubt.
Aber ich sah es mit eigenen Augen.

Man sollte in einem Grab ein Bad nehmen
und aus der deckenden Erdschicht
dem Stolz oben ins Gesicht sehen.

Dann lernte man das rechte Mass.
Lernte sprechen, lernte leben.
Vielleicht sind wir dann kleinere Narren
vielleicht sind wir dann kleinere Weise.
Wir werden sterben lernen.
Staub werden, keine Augen haben,
ein vergessener Name sein.

Es gibt Dichter, so gross,
dass sie unter keine Tür gehen
und fixe Geschäftsleute,
die sich nicht der Armut entsinnen.
Es gibt Frauen, die durch kein
Zwiebelaug gehen werden
und es gibt viele Dinge, viele Dinge
und so ist es, und so wird es nicht bleiben.

Wenn ihr wollt, glaubt mir nichts.

Ich wollte euch nur etwas zeigen.

Ich bin ein Professor des Lebens,
ein fahrender Schüler des Tods
und wenn das, was ich weiss, euch zu nichts nützt,
habe ich nichts gesagt, wenn nicht alles.